Schunkelwalzer geht in einen Tusch über, — Lachen — Jubel — Schreien!

Dazwischen eine gellende Stimme: „Das gilt halt nimmeh! Da tät eine weglaufen!" Müller-Karle, die rechte Hand fest um den Arm des Mädchens, reißt mit der linken das Tuch von den Augen: vor ihm steht — Barthel-Lene!

„Siehst, Karle, hab ich's nich gesagt — dichte bei dir ist das Glück?!" flüstert sie ihm mit einem triumphierenden Lachen zu.

Er läßt jäh ihren Arm los und sieht ihr trotzig in das heiße Gesicht. „Ja, ja! Recht hast gesprochen, Barthel-Lene!" sagt er langsam. „Dichte bei — — — Hast aber nich auch noch über mich gesprochen: dummer Karle?"

Das Mädchen schaut ihn unsicher an. Dann sprüht es zornig in ihren Augen auf. „Dumm bist, das is wahr!" zischt sie ihm zu. „Wenn's dir Pläsier macht, renn ihr nach, vielleicht tust sie noch fangen. Ihr wirds aber wohl kein Pläsier sein, sonst wär sie nich davongelaufen."

„Davongelaufen?" stottert Karl verständnislos.

Sie nickt. „Grad wie du auf uns los bist," entgegnet sie höhnisch. „Aus der Stadt käm Besuch, hat sie gesagt. Muß ihr mehr dran liegen, als wie hier Königin werden. Soll ich da nich sprechen, dummer Karle? Aber egal — jetzt bin ich Königin!" Und fest lehnte sie ihre Schulter an die seine.

Er starrt noch immer in ihr Gesicht. Seine Gedanken arbeiten nicht so schnell, wie die atemlos geflüsterten Worte von Lenes roten Lippen fließen. Er will etwas sagen, will trotzig aufbegehren, — da nahen in feierlich langsamen Schritten zwei Mädchen mit den Kronen von Flittergold. Und nun lacht er, lacht wie toll. „Ha, Lene, wir sin halt König und Königin! Juchhei! Macht fix, ihr Leut! Tanzen woll'n wir und lustig sein. Juchhei!" Seine Stimme übertönt das Lärmen der andern. Brausender Jubel antwortet ihm. — —

Marta war dem Dorfe zugeeilt. Die Lene hatte die Wahrheit gesprochen, der erwartete Besuch trieb sie aus dem Kreise. War sie erst gefangen, so konnte sie nicht fort, und sie mußte doch die lieben Gäste empfangen.

Ihr Herz klopfte in lauten Schlägen. Sie hatte befürchtet, man werde sie nicht ohne viel zu fragen gehen lassen, doch die Aufmerksamkeit aller galt jetzt dem Königspaar. Was der Karl bloß gedacht haben mochte, als er statt ihrer die Lene einfing; er hatte am Morgen so treuherzig gebeten!

Ach, er war ja ein lieber, guter Mensch, und sie ihm von Herzen zugetan, aber mehr konnte sie ihm doch nicht gewähren. Ob sie es auch alle wünschten und sie es früher selbst gedacht hatte. Ja, wenn sie nicht in die Stadt gekommen wäre — —

Ein Zuruf schreckte sie aus ihrer Versunkenheit auf. Sie hatte gar nicht auf den Weg geachtet und bemerkte jetzt, daß sie schon am Pfarrhause angekommen war. Hanna Hüttmann, die noch immer auf der Veranda weilte, hatte längst in der weißen Gestalt die einstige Gespielin erkannt und winkte ihr eifrig zu. „Aber, Martel, wohin so eilig? Bist du denn nicht beim Tanz? Komm doch ein bißchen zu mir herauf."

„Ich habe leider keine Zeit," antwortete Marta sehr verlegen. „Wir bekommen Besuch aus der Stadt — die Frau Hoffstedt, bei der ich gelernt und gewohnt hab', und, und ich glaub auch, ihr Bruder; da muß ich zu Hause sein."

„So — o! Ist denn schon einer König geworden? Ich hörte den Jubel bis hierher schallen," erkundigte sich Hanna weiter.

„Ja, der Karl —," entgegnete Marta zögernd.

„Ach, der Müller-Karle? — Und da gehst du fort? Aber Marta! Was soll man davon denken?"

Marta, die wie auf Kohlen stand und nur bestrebt war, weiterzukommen, zuckte ungeduldig die Schultern. Sie schwieg und sah zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

„Das ist Niersteiner."

Eine Rhein- und Moselweinfahrt.

Von [Nachdruck verboten.]

Heinrich Lee.

Motto:

Wer mir Wein bringt, sehe mich freundlich an,
Sonst trübt sich der Eifer im Glase.
Goethe im „Westöstlichen Diwan".

„Das ist Niersteiner!" sagt der Bruder Kellermeister in Lortzings „Undine", und als ich das traute Werk neulich wieder einmal im Kölner Opernhause hörte, sprach der Darsteller der Rolle diese Worte mit einer so großen Andacht und Feierlichkeit aus, gerade als wäre er wie ich eben in Niersteinhessen selber gewesen und hätte dort den Neunzehnhundertelfer gesehen. Denn um es gleich vorauszuschicken. Rheinhessen hat in diesem hochberühmten Herbst laut Zeugnis aller Kundigen den Vogel abgeschossen. Nierstein aber marschiert in Rheinhessen voran, denn es hat am ganzen Rhein die größte Gemarkung.

Wenn der Fachmann vom Rheinwein spricht, so versteht er darunter nicht nur die Weine aus dem Rheingau und Rheinhessen, sondern auch die aus der Pfalz und den rheinischen Seitentälern, und unter „Mosel" versteht er auch die Saar- und Ruwerweine. Ein Streifzug durch die gesegneten Gefilde am Rhein und an der Mosel gab mir Gelegenheit, mich zu überzeugen, was an dem Gerede über dieses große Weinjahr wahr ist. Um es rund und kurz zu sagen: Das Gerede stimmt — aber mit Ausnahmen. An der Mosel hat viel die Hitze geschadet und gerade den bevorzugten Lagen, weil diese eben am meisten der Sonne ausgesetzt sind. Am Rhein hat mehr der Sauerwurm gehaust. Hier rechnet man auf einen halben, dort auf einen dreiviertel und stellenweise an der Mosel sogar auf einen ganzen Herbst. Denn so verschieden die Bodenbeschaffenheit, die Höhenlagen, die Witterung, so tausendmal verschieden auch die voraussichtliche Ernte. Doch betreffen die Einbußen, wie gesagt, nur die Quantität; dagegen darf, was Qualität betrifft, tatsächlich von einem Herbst allerersten Ranges gesprochen werden — von einem Herbst, der nicht gezuckert werden wird. Ein Glück, daß dieser gloriose Herbst unter das neue Weingesetz fällt und durch seine Schmierer verschimpfiert werden kann. Die hohen Preise, welche durch das neue Gesetz und durch den Weinmangel der letzten Jahre entstanden sind, werden bei der großen Nachfrage allerdings keine Ermäßigung erfahren. Geradezu komisch ist das Verhalten des großen Publikums. Kaum will jemand noch alte Weine kaufen. Alles wartet auf den Elfer. Wenn durch die moderne Technik auch die Trinkreife wesentlich beschleunigt werden kann, und wenn sich der heutige Geschmack im Gegensatz zu früher auch mehr den jungen Weinen zugewendet hat, so verlangt doch auch der Elfer erst seine Zeit, bis er ausgebaut ist und getrunken werden kann — bei leichtem Mosel wenigstens ein Jahr, bei schweren Rheinweinen wenigstens drei bis vier Jahre. Nicht jeder, der den Elfer erlebt, wird ihn auch genießen.

War also im Rheingau und an der Mosel der Himmel von kleinen Wölkchen nicht ganz frei, so stieß ich in Rheinhessen und nun gar in Nierstein nur auf strahlende Gesichter. Wer mit dem Rheindampfer die übliche Strecke von Mainz bis Koblenz abfährt, der behält Nierstein südlich von Mainz im Rücken, und wer von Mainz südwärts die Hauptbahnstrecke nach Mannheim fährt, dem kommt der Rhein überhaupt aus den Augen. Um zu Rheinhessens Rebenhügeln zu gelangen, muß man die Strecke Mainz—Ludwigshafen nehmen. Gleich die erste Station führt den berühmten Namen „Laubenheim", nicht zu verwechseln mit dem anderen Weinort dieses Namens an der Nahe; dann folgen, eingeleitet zwischen Stroh und Rebenhängen, die fast nicht weniger an „heim"ender Orte Bodenhaim, Nackenheim und dann Nierstein.

Wenig unterscheidet sich äußerlich ein rheinischer Weinort von anderen. Wegen des kostbaren Bodens überall die engen Gassen, die kleinen Häuser — geschichtliche Bauwerke sind selten, denn die haben die fremden Kriegshorden von den Römern bis Bonaparte hinweggefegt. Doch sieht man in Nierstein noch ein altrömisches Bad und die Reste einiger Patrizierhäuser mit den Wappen der Adelsgeschlechter, die hier unter dem Mainzer Kurhut gehaust und erst durch die französische Revolution vertrieben wurden. Am Rhein entlang führt die alte Heer- und Handelsstraße, die von Rom nach Amsterdam geht. Während auf der Mosel wegen des durch die Trockenheit verursachten niedrigen Wasserstandes die Schiffahrt schon seit Monaten eingestellt war — in Bernkastel setzte in der Nacht vor meiner Ankunft dort unterhalb der Moselbrücke im Flußbett eine Anzahl junger Leute auf einem bekränzten Tisch eine Pfirsichbowle auf — trieben hier fast unvermindert zum Mannheimer Hafen die Schleppzüge bergauf und die Schwarzwaldflöße talab. Soviel Einwohner Nierstein zählt, soviel Morgen Weinland, nämlich annähernd fünftausend.

Ein Jagdwagen brachte uns die Höhen hinauf. Zu beiden Seiten der Straße waren die Zugänge zu den Weinbergen durch Tore gesperrt. An der Mosel fand ich die Sperre weit weniger streng durchgeführt. Bei einer Wanderung auf der Landstraße von dem Orte Mueden aus konnte ich dort die Trauben an den Stöcken mit den Händen greifen. Den einzigen und noch dazu ganz unwirksamen Schutz bildeten die stellenweise über die Stöcke gehängten Dornen. Der Zweck der Sperre ist, die Trauben, wenn sie reif werden, vor Diebstahl zu schützen. Allerdings waren die Trauben an jener Stelle der Mosel noch so grün und klein, daß sie sich selber schützten. Wer während der Sperre in die Weinberge will, und sei es der Eigentümer selbst, der braucht vom Bürgermeister eine Ausweiskarte. Weil aber der Herr Bürgermeister mit in unserem Wagen saß, so öffneten sich die Tore unter der Beihilfe der nächsten Anwohner von selbst.

Was zunächst an den Niersteiner Bergen auffällt, das ist der rote Boden. Es ist Tonschiefer, der viel Phosphorsäure, Kieselsäure und Kali enthält und die Eigenschaft hat, in sehr nachhaltiger Weise die Sonnenwärme in sich aufzuspeichern. An die Oberfläche gebracht, zermürbt und verwittert dieser Stein so rasch, daß man ihn mit einem Fingerdruck zerbrechen kann — das Innere ist feucht und kühlig und bleibt dies auch in der größten Hitze. Deshalb ist dieser Schiefer für die Rebe auch ein vorzüglicher Dünger: aus tiefen, großen Gruben, die sich mitten in das Weinglände senken, wird er zur Beschüttung der Weinberge noch extra heraufbefördert, und je mehr ein Weinberg so „geschiefert" ist, desto besser. Der Schiefer an der Mosel dagegen ist meist schwarz und so hart wie Dachschiefer. Während ferner an der Mosel ein großer Teil der Berge mit Stalldung bedeckt war, weil dort das ganze Jahr hindurch hiermit gedüngt wird, führt man am Rhein diesen Dung dem Boden nur zu gewissen Zeiten zu. Soweit man sah, nicht ein Pflänzchen Unkraut auf dem Boden, und doch gab es eine Zeit, wo der Niersteiner Winzer allein wegen des Unkrauts, das auf seinen Bergen wuchs, und das dem Boden die besten Nahrungsstoffe wegfraß, sich eine Kuh halten konnte. Wie am ganzen Rhein, so wird auch in Nierstein der Stock möglichst niedrig gezogen, wobei sich seine Zweige um wagerechte Drähte ranken, die durch die aufrecht stehenden Pfähle gezogen sind, und von denen der unterste Draht dreißig Zentimeter über dem Erdboden liegt. Der Zweck dieser Anlage ist, die Traube möglichst nahe dem Boden zu bringen, damit sie von dessen Wärme profitieren kann. Nur in den ganz tiefen Lagen im Tal werden die Stöcke wegen der Maifröste, die sich hier gerade am meisten in den Boden setzen, hoch gezogen und zu laubenartigen Gängen, die „Arkaden" heißen, zusammengeflochten. Anders an der Mosel, wo die Stöcke nur hoch gezogen werden und Höhen von zwei Metern erreichen. Darum trägt der Stock an der Mosel oft das Doppelte wie der am Rhein. Die Höchstleistung, die ich in diesem Herbst am Rhein sah, und zwar in Nierstein, war ein Stock mit etwa sechzig Trauben; bei Trarbach an der Mosel in der Lage „Himmelreich" aber sah ich einen Stock mit hundertzehn Trauben. Einseitige Rheinweinfreunde wollen aus diesem Unterschied der Bodenzucht folgern, daß man an der Mosel weniger auf den Qualitätsbau wie am Rhein als auf die Menge sieht. Mag dies teilweise in den minder guten Lagen auch der Fall sein, so ergibt sich doch aus der Tatsache, daß an der Mosel fast nur die kleine, quantitativ wenig ergiebige, aber feine Rieslingtraube gebaut wird, ziemlich klar, daß auch für den Moselbauer zuerst die Qualität und dann erst die Menge in Betracht kommt.

Unser Weg führt uns durch Niersteins berühmteste Lagen: Orbel, Großfeig, Auflangen, Lehngaß, Heiligenbaum, Taubennest, Kelterbaum, Domtal, Weißenberg, Oelberg usw. Sind an der Mosel auf vielen Bergen die Beeren klein geblieben und sogar vertrocknet, starren uns in andern rheinischen Gemarkungen an den Trauben die Lücken entgegen, die der Sauerwurm im Frühjahr hineingefressen hat, so prangt hier unter Niersteins Sonne Laub, Holz und Behang in eitler Wonne und Fülle. Außer dem Riesling wird hier am Rhein auch der großbeerige Silvaner gebaut, und so stark ist der Behang, daß sich die Beeren aus ihrer Rundheit in die Länge drücken. Schon schimmert durch die dünn gewordene Hülle das werdende Gold, schon färbt sich der Riesling mit dem bräunlich-bläulichen Schein der Edelreife. Ein feiner, feuchter Hauch liegt auf den Beeren — die erquickenden Morgennebel des Rheins, die „Traubendrücker". Das Laub, die Lunge der Beere, die oben dunklen, unten lichten, zierlichen Blätter des Rieslings, die größeren Blätter des Silvaners — sie prangen noch im unentfärbten Grün, durchzogen von dem hellen Braun des kräftig ausgereiften Holzes. Im Wachstum zurückgeblieben sind die Trauben nur dort, wo sie zu stark geschwefelt worden sind, was sie bei den Hitzegraden dieses Jahres nicht vertragen konnten.

Wir halten eine Kostprobe, süß und „trachig" schmecken beide Sorten, aber bei dem Riesling meinen wir schon das künftige Bukett herauszuspüren. Die größte Niersteiner Traube, die man bisher gemessen hat, hatte eine Länge von 78 Zentimetern. Aehnliche Exemplare hängen schon jetzt an den Stöcken. Selbst an den Rändern, wo der Wingert senkrecht in die Tiefe abfällt und wo der Winzer keinen Fleiß mehr anwendet, treibt ungehütet und ungepflegt aus dorniger Hecke die Traube in diesem Herbst. Hier an den Abhängen kann man auch gewahren, bis zu welcher Tiefe der Niersteiner Stock seine Wurzeln streckt. Bis fünf Meter unter der bebauten Fläche treten hier aus den roten Felswänden die feinen Wurzelfasern hervor. Bis aus solchen Tiefen holt sich der Stock hier Nahrung und Feuchtigkeit, und das erklärt auch mit, warum er in Nierstein durch die Trockenheit weit weniger gelitten hat als vielfach anderswo. Wie groß die Hitze auch in Nierstein war, das sieht man an den Schlehdornhecken, die teilweise, aber nicht so viel wie an der Mosel, die Wingerte umziehen. „Schlehen im Oberland, Trauben im Unterland" heißt es im Lied — aber hier wachsen sie einträchtig zusammen. An manchen Hecken nämlich sind die Beeren, die hier die Größe von kleinen Pflaumen erreichen, förmlich gebraten.

Trotz Weinberg-schluß wird doch noch hier und dort gearbeitet, aber nur mit dem Karst, der zweizinkigen Harke, mit welcher der ausgetrocknete Boden ein wenig aufgelockert wird — einem Werkzeug, das, wie die römischen Funde bei Nierstein nachweisen, genau in der gleichen Gestalt schon bei den Römern im Gebrauch war. Auffallend in der Niersteiner Gemarkung sind die vielen Brachen, die man an der Mosel überhaupt nicht kennt, und von denen einige bis zu acht Jahren liegen. Andererseits sieht man in Nierstein Wingerte von einem Alter, wie sie anderswo wohl überhaupt nicht vorkommen. Einige darunter, kenntlich an den Stöcken, welche die Dicke von jungen Bäumen haben, sollen bereits zweihundert Jahre alt sein. Es ist die aus der Mode gekommene Orleanstraube, die hier gebaut wird. Mit zu den besten Lagen zählen die großherzoglichen Domänen, bezeichnet durch Pfähle mit dem hessischen Löwen. Sehr zahlreich sind auch die Pfähle mit der Marke „v. H. z. H.", was der Winzerwitz mit „vom Himmel zur Hölle" auslegt. Bedeuten soll es „von Hehl zu Hermsheim" — das ist der berühmte „Großherzog von Worms". Von allen deutschen Weinorten hat Nierstein auch die älteste Besitzurkunde aufzuweisen. Sie betrifft einen im Tal gelegenen, von einer Mauer eingefriedigten kleinen Wingert, die berühmte „Niersteiner Glocke". Die Urkunde befindet sich im königlichen Museum zu München und besagt, daß Kerlmann, Herzog der Ostgoten, diesen Wingert dem Bistum Würzburg verlieh. Das war im Jahre 742. So lange wächst schon nachweislich in Nierstein Wein.

Ein Schuß rollt von fern durch die Luft. Einer der Weinbergsschützen, die mit der umgehängten Flinte zur Zeit der Sperre die Wingerte bewachen, hat ihn abgefeuert — aber nur zum Schrecken der Stare. Besonders am frühen Morgen, wenn sie sich bei der tiefen Stille ringsumher unbeobachtet glauben, kommen sie in großen Scharen, um mit dem Raub im Schnabel wieder auf die Bäume zurückzufliegen. Selbst die Stare merken, daß es einen guten Herbst gibt. Der Schaden, den sie in diesem Jahre in Nierstein anrichten, ist groß. Beispielsweise rechnete mir ein Gutsbesitzer vor, daß ihm ein Schwarm von fünfhundert Staren, der in seinen Wingert fiel und dort zehn Minuten blieb, in dieser Zeit wohl hundert Liter Wein „ausgetrunken" hat. Ob die Rechnung stimmt, will ich freilich nicht beeiden. Merkwürdigerweise fehlen in vielen Gegenden an der Mosel die Stare fast ganz, wohl weil es dort zum Teil keine Obstbäume gibt.

Bei unserm Rückweg kommt uns auf dem Fahrdamm ein besahrter Mann mit dem Karst auf dem Rücken entgegen, also ein Winzer. Er sieht aus wie ein Sechziger, ist aber über achtzig, so gut konserviert der Wein; in ganz Nierstein ist er als Orakel in Weindingen bekannt, und jahrzehntelang hat er als solches auch die Zeitungen inspiriert, also eine Art Kollege. Zeit seines Lebens hat er einen solchen Herbst noch nicht mitgemacht, aber loben mag er ihn nicht — er meint, dieser Herbst hat das nicht nötig, der lobt sich selbst. Nur drei, vier Jahre möchte er noch leben, damit er ihn auch noch kosten kann. „Marokko" will man den Elfer taufen, oder besser noch „Sirocco". Auf eine Million Mark beief sich die Niersteiner Ernte im Jahre 1910. In diesem Jahre rechnet man auf drei und eine halbe Million — bei einem Jahresdurchschnitt von 15 000 Hektolitern.

Kulturbilder aus Tripolitanien.

Tripolitanien gilt als ein Land der Gegensätze. Die fruchtbarsten Strecken wechseln mit den ödesten ab, nach heftigen Regengüssen blüht und sprießt es auf dem bebauten Boden in tropischer Ueppigkeit, aber dann versenkt und verdorrt die Vegetation unter einem Himmel, dessen Glut am Tage monatelang durch keine Wolke gemildert wird. In einem Jahre die vollste Ernte mit Ueberfluß, im folgenden Mißwachs und Hungersnot. Und wie das Land selbst, so bieten auch die Bewohner in ihrem Charakter die größten Kontraste dar: im einen Augenblick gastfrei und offenherzig, im anderen verräterisch, habgierig und grausam; bald sanftmütig und träge, bald wild und unbeugsam im Ertragen der größten Beschwerden. Unter gewöhnlichen Umständen von stoischem Gleichmut, läßt sich der tripolitanische